

Wolfgang Huber

Zwischen Gebet und Bühne – Kirche für die Stadt

Festvortrag zu 20 Jahre Wiedereinweihung Berliner Dom

Berliner Dom, 5. Juni 2013

I.

„Die Wahrheit braucht keine Dome. Das liebe Evangelium kriecht in jeder Hütte unter und hält sie warm. Die evangelische Kirche braucht auch keine Dome und wenig Repräsentanz. Sie hat keinen Anteil an Triumphen von gestern, tunlichst. Bescheidenheit steht ihr an und Knappheit – so wie man einst in Preußen knapp und bescheiden war, aber das ist lange her.“ So begann der rheinische Präses Peter Beier, damals als Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche der Union für diesen Dom zuständig, am 6. Juni 1993 seine Predigt. Den Anlass, zu dem er predigte, nannte er nüchtern die „Wiederingebrauchnahme des Berliner Domes“. Scharf kennzeichnete er das, was er den „Widerspruch zwischen diesem Bauwerk und der Realität in Kirche und Gesellschaft“ nannte. Illusionslos beschrieb er, wie es zum Wiederaufbau des Doms gekommen war: Ihn abzureißen untersagte die DDR. Die Kirche fügte sich und verband damit die Hoffnung, durch ihre Zustimmung auch anderen Gemeinden ihre Räume erhalten zu können.

Damit spielte Beier auf die Wechselwirkung zwischen der Wiederherstellung des Doms und dem Sonderbauprogramm an,

durch das seit dem Jahr 1973 mit westlicher Unterstützung eine beachtliche Reihe kirchlicher Gebäude wiederhergestellt oder neu errichtet werden konnte. Auf kirchlicher Seite war insbesondere Manfred Stolpe der Architekt dieser Wechselwirkung, in der, wie er sagte, „Dombauprogramm und Sonderbauprogramm ... sich gegenseitig vorangebracht haben“. Für die Präsenz der Kirche in Berlin ist der Berliner Dom deshalb nicht nur in der Mitte, sondern beispielsweise auch in Marzahn und Hellersdorf von Bedeutung – was allzu viele schon längst vergessen haben.

Auch den Zusammenhang mit dem Palast der Republik haben viele vergessen; Manfred Stolpe hat ihn 2001 kurz und einprägsam so formuliert: „Das staatliche Ja zum Palast beinhaltet sein Ja zum Dom. Sein Ja zum Dom führte schließlich zur Bejahung dieses Gotteshauses auch auf kirchlicher Seite. Die Zukunft wird zeigen, ob es ein dauerhaftes Miteinander für das ungleiche Zwillingsspaar geben wird oder ob Berlins Mitte ein neues – vielleicht altes – Herzstück in Form des ehemaligen Schlosses wiedererhält.“ Heute in einer Woche wird feierlich der Grundstein für das Berliner Schloss – Humboldtforum gelegt; schon deshalb haben Manfred Stolpes weitsichtige Sätze aus dem Jahr 2001 es verdient, in Erinnerung gerufen zu werden. Da entsteht ein neues ungleiches Zwillingsspaar, auf das der Dom sich heute schon einstellen sollte.

Ich kehre noch einmal zu Peter Beiers Einweihungspredigt zurück. In vornehmer Weise ließ der damalige Prediger unerwähnt, dass es sich bei der Wiedererrichtung des Berliner Doms um die größte Aktion eines kirchlichen „Devisentransfers“ vom Westen in den Osten Deutschlands handelte; 45 Millionen D-Mark (von der DDR „Valutamark“ genannt) stellten die EKD und die

Bundesregierung dafür zur Verfügung. Und doch galt der Dom bei seiner „Wiederingebrauchnahme“ am 6. Juni 1993, ein halbes Jahr, bevor ich zum Bischof der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg gewählt wurde, als ungeliebtes Kind. So ungeliebt war er, dass sogar Peter Beier sich dazu veranlasst sah, seine Predigt mit dem Aufruf zu beenden: „Nehmt diese Kirche doch endlich in Gebrauch; ihr werdet ihren Botendienst noch nötig haben.“

Seit zwanzig Jahren nimmt sie diesen Botendienst nun wahr. Das einst ungeliebte Kind ist – erneut! – erwachsen geworden; es ist vielen Menschen lieb und teuer. Sein Botendienst ist nötig und wird angenommen. Wann immer im deutschen Protestantismus über ansprechende Gottesdienste in großer Form gesprochen wird, ist – auch – vom Berliner Dom die Rede. Ansprechende Liturgie, bewegende Kirchenmusik, gehaltvolle Predigt: mit diesem Dreiklang bindet der Berliner Dom nicht nur eine Personalgemeinde in Berlin, sondern ebenso eine Personalgemeinde im ganzen Land und jenseits seiner Grenzen. Dafür gebührt allen, die dafür Verantwortung tragen, ein großer und herzlicher Dank.

Und doch weiß jeder: Ein einfaches „Weiter so“ ist keine taugliche Parole für das Jubiläum, das in dieser Woche begangen wird und am kommenden Sonntag zu seinem Abschluss kommt. Schließlich ist die Kirche Jesu Christi mit dem Auftrag in die Welt gesandt, das Evangelium an die nächste Generation weiterzugeben. Sie hat eine Botschaft nicht nur an die kirchlichen Insider, sondern auch an die Glaubensentwöhnten und kirchlich Ungeübten – und von denen gibt es gerade in unseren Breiten viele. In den nüchternen Zahlen der gerade veröffentlichten Bevölkerungsstatistik (des für die Stadt Berlin so dramatischen Zensus 2011): In Berlin

zählen sich 9,6 Prozent der Bevölkerung zur römisch-katholischen, 21,6 Prozent zur evangelischen, 6,3 Prozent zu anderen christlichen Kirchen. Diesen 37,5 Prozent Christen stehen 30,2 Prozent gegenüber, die keine Angaben machen; dazu gehören in dieser Statistik offenbar alle Muslime, Juden oder Buddhisten. 23,4 Prozent bezeichnen sich als glaubens- und konfessionslos. Der Botendienst wird gebraucht.

Und dieser große Dom will genutzt werden. Mit Mittags- und Abendandachten an jedem Werktag, einer Domvesper am Samstag und zwei Gottesdiensten am Sonntag ist er noch längst nicht ausgelastet – so eindrucksvoll auch dies bereits ist. Eine halbe Million Besucher im Jahr lassen die Attraktivität dieses Gebäudes ahnen; doch entscheidend ist, was in ihm geschieht. Nicht nur musikalisch wird der Dom in vielfältiger Weise genutzt, sondern auch als Bühne. Wie verhalten sich Gebet und Bühne zueinander?

Das Leben jeder Gemeinde vollzieht sich in der Spannung zwischen persönlicher Zuwendung und öffentlichem Gottesdienst, zwischen dem Wirken im Verborgenen und der Präsenz auf der Bühne des jeweiligen Orts. Doch für Kirchen im Zentrum großer Städte gilt das in besonderer Weise, wie sich exemplarisch am Berliner Dom zeigt. Eine solche Kirche ist ein Leuchtturm, ob das so geplant ist oder nicht; das Besondere an Leuchttürmen ist übrigens, dass man ihnen ihre Bestimmung auch dann noch ansieht, wenn sie gar nicht leuchten. Auch der Berliner Dom hat nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs eine Phase erlebt, in der er seine Bestimmung zunächst gar nicht und dann nur sehr eingeschränkt wahrnehmen konnte. Man sah ihm gleichwohl an, wozu er bestimmt war. Der Gedanke, man könne die Predigtkirche

zu etwas anderem verwenden als zum Gottesdienst, musste verworfen werden. Zu eng hingen dieser Raum und seine Bestimmung miteinander zusammen.

Von Anfang an war der Berliner Dom nicht nur der Kirchenraum für die Gemeinde am Ort, sondern zugleich eine Kirche für alles Volk. Jeder Predigerin und jedem Prediger schwirren nach der Verabschiedung die Ohren von der Vielfalt der Sprachen, die sie oder er gehört hat, und der Herkunftsorte, die genannt wurden. Gottesdienststätte bleibt der Dom auch dann, wenn Sondergottesdienste aus herausgehobenen Anlässen begangen werden – in der Trauer über die Toten des 11. September 2001, im Abschied von Bundespräsident Johannes Rau, in der Vorbereitung auf eine Bundespräsidentenwahl oder aus vielen anderen Anlässen. Hier wird Kirche nicht nur gelebt, sondern auch repräsentiert, mit allen Verführungen, die dazu gehören. Auch nachdem es das Bündnis von Thron und Altar nicht mehr gibt, als dessen Repräsentant er einmal galt, bleibt diesem Dom die Frage nach dem Verhältnis von Macht und Gott erhalten.

Doch dass er eine Gottesdienststätte ist, ist unstrittig. Oder doch nicht? Seit der Wiedereinweihung des Doms begleitet ihn die Frage, welche Schritte über den Gottesdienst hinaus gegangen werden können. Kirchenmusikalische Ereignisse verstehen sich von selbst; und sie ziehen viele Menschen an. Theologische Vorträge stehen außer Frage; die Zahl derer, die an ihnen Interesse haben, ist in der Regel überschaubar. Aber wie ist es mit grenzüberschreitenden, vor allem künstlerischen Veranstaltungsformen und Aktionen? Jedes Jahr Hugo von

Hofmannsthals „Jedermann“ – wie in Salzburg. Doch nicht wie dort auf dem Domplatz, sondern im Dom selbst.

Wäre die wiederkehrende Aufführung des Jedermann auch in einer katholischen Kirche denkbar, fragte Kardinal Sterzinsky schon vor einem Jahrzehnt, um mit einem klaren „Nein“ zu antworten. Er hielt dem die Erfahrung wie die theologische Einsicht entgegen, dass es heilige Räume gibt. Damit, so erläuterte er, „sind die Räume gemeint, die vor allem für jene Handlungen reserviert werden, bei denen wir glauben, dass das menschliche Handeln nebensächlich ist, weil Gott handelt.“ Er verdeutlichte das am Altar, dem Tisch also, den Christus für sein Mahl gebraucht. Ihn könne man unmöglich für andere Zwecke verwenden; das gelte „in einem gewissen Grad ebenso für den gesamten Gottesdienstraum“.

Evangelisches Verständnis geht nicht von der Heiligkeit eines Raums, sondern von der Heiligkeit Gottes aus. Wir haben neu verstehen gelernt, dass Räume, die dazu bestimmt sind, dass wir in ihnen der Heiligkeit Gottes begegnen, eine besondere Aura haben, die zu achten ist. Uns ist dadurch das Besondere von Gottesdiensträumen und Kirchen neu bewusst geworden. Ihre gottesdienstliche Bestimmung hat Vorrang. Aber je klarer dieser Vorrang ist, desto mutiger können wir zugleich in den Schritten sein, die wir über den Gottesdienst hinaus tun – unter der Voraussetzung, dass grenzüberschreitende Ereignisse der Verkündigung nicht widersprechen, der der Kirchenraum gewidmet ist, dass sie in ihrer Grenzüberschreitung die Heiligkeit Gottes achten und nicht antasten.

Kardinal Sterzinsky hat damals gefragt, ob es dem Kirchenraum zuträglich ist, wenn in ihm der „Jedermann“ aufgeführt

wird. Sein Zweifel war nicht zu überhören. Ich selbst habe die Frage stets bejaht – auch schon bevor mir aufging, wie aktuell die Kritik an der religiösen Verklärung des Geldes ist, die in diesem Schauspiel enthalten ist. Hofmannsthal lässt nämlich die Frau des Schuldknechts zu Jedermann sagen: Du „gibst ... dem Mammonsbeutel Ehr, / Als obs das Tabernakel wär“. Unbeeindruckt antwortet Jedermann: „Ich geb Ehr, wem Ehr gebühr, / Und läster nicht, wo ich Macht verspür.“ Ist, so wird man fragen können, nicht die Kirche – und ist nicht gerade diese Kirche! – der richtige Ort dafür, das Verhältnis zwischen Macht und Gott, zwischen dem Geld und dem Heiligen zum Thema zu machen? Kann der Berliner Dom die darin liegende Spannung aushalten und sollte er sich ihr vielleicht sogar noch intensiver aussetzen?

Solche Fragen stellen sich nicht nur mit Blick auf den Berliner Dom; aber hier stellen sie sich besonders deutlich. Grundsätzlich aber treten sie überall dort auf, wo Kirchen ihren Ort in der großen Stadt annehmen. Deshalb will ich in einem nächsten Schritt nach dem Ort der Kirche in der Stadt fragen. Anschließend will ich mich dem Lebensrhythmus einer Kirche in der Stadt zuwenden. Mit einigen Wünschen an den Dom und für den Dom will ich schließen.

II.

Das Christentum hat sich von Anfang an von Stadt zu Stadt ausgebreitet. Die früheste christliche Mission lässt sich ohne die Stadtkultur des römischen Reichs gar nicht beschreiben. Wer heute die Missionsreisen des Apostels Paulus nachvollzieht, der reist von Stadt zu Stadt. Das ist in Kleinasien, der heutigen Türkei, genauso lohnend wie in Griechenland, wo meine Frau und ich dem Apostel

gerade auf einer kleinen Etappe – Athen und Korinth – nachgereist sind. Auf den Spuren des Paulus merkt man, dass der Apostel, der das Evangelium zu den Heiden bringen wollte, sich ganz bewusst auf die urbanen Zentren konzentrierte. „Dort gründete er christliche Gemeinden, die ihrerseits als Keimzellen für das sie umgebende Territorium wirken und das Evangelium aufs Land bringen sollten. Wie sich zeigen sollte, war das eine überaus effiziente und erfolgreiche Strategie.“ (Christoph vom Brocke) Nach wenigen Jahren in Kleinasien konnte Paulus schon der Stimme folgen, die ihn zum Übergang nach Europa aufforderte: „Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns“ (Apg. 16,9). Von Mazedonien drang das Evangelium einerseits auf den heutigen Balkan vor; Paulus selbst trug es in den Süden Griechenlands, nach Athen und Korinth weiter. Seine Vorstellung, auch nach Rom, ja nach Spanien zu kommen, war kühn, aber keineswegs unrealistisch.

Die herausgehobene Bedeutung der Stadt für das Zusammenleben der Menschen war schon der frühen Christenheit vertraut. „Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein“ heißt es in der Bergpredigt Jesu zur Erläuterung des starken Bildworts: „Ihr seid das Licht der Welt“ (Mt. 5,14). Die Stadt – freilich nicht irgendeine, sondern die heilige Stadt Jerusalem – diente als Bild für die Vollendung der Welt im Reich Gottes: „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann.“ (Offb. 21,2) Doch ebenso konnte auch der Abgrund menschlicher Verstrickung am Bild der Stadt verdeutlicht werden. Die Stadt Babylon, die schon in der biblischen Urgeschichte mit dem Bau des babylonischen Turms für diese Verstrickung steht, wird in

der Offenbarung des Johannes zum Inbegriff aller Verkehrung: „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große Stadt; denn sie hat mit dem Zorneswein ihrer Hurerei getränkt alle Völker.“ (Offb. 14,8). Der Verwechslung zwischen den irdischen Städten, in denen Menschen auf Zeit Heimat haben, und dem himmlischen Jerusalem treten die biblischen Zeugnisse klar entgegen. So heißt es im Hebräerbrief: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebr. 13,14). Und im Philipperbrief schreibt Paulus: „Unser Bürgerrecht aber ist im Himmel; woher wir auch erwarten den Heiland, den Herrn Jesus Christus.“ (Phil. 3,20). Würdigung und Warnung zusammen bestimmen das biblische Bild der Stadt.

Die Schlüsselbedeutung der Städte für „Mission und Ausbreitung des Christentums“ (Adolf von Harnack) fand auch in der Kirchenordnung ihren Niederschlag. Die bischöfliche Verfassung konnte sich durchsetzen, weil es dafür eine städtische Basis gab: die Städte waren in aller Regel Bischofssitz. In der paulinischen Mission waren häufig die Synagogengemeinden in kleinasiatischen oder griechischen Städten der Ausgangspunkt für missionarische Aktivitäten; nach Germanien kam das Evangelium zuallererst durch die römischen Stadtgründungen: in Köln, Straßburg und Mainz bildeten sich die frühesten christlichen Gemeinden.

Mit der mittelalterlichen Stadt kehrt sich das Verhältnis zwischen Kirche und Stadt um. Nicht die städtische Kultur als Humus für die Ausbreitung des Christentums, sondern die Kirche als für das Stadtbild prägende Größe wird nun ausschlaggebend. Stadtkirche, Markt und Rathaus bestimmen zusammen die Mitte der Stadt. Dabei stehen Kirchen für die Vertikale; ihre Türme

versinnbildlichen die Verbindung zwischen irdischer Stadt und himmlischer Verheißung. Wie stark das Bild europäischer Städte bis zum heutigen Tag von dieser Vertikalen geprägt ist, hat die Architektin Gesine Weinmiller eindrücklich beschrieben. In Erinnerung an die Stadtansichten auf alten Stichen in ihrem Elternhaus sagt sie: „Zöge man knapp über den Dächern der jeweiligen Stadt eine horizontale Linie, so fände man über dieser Linie fast ausschließlich Bauten der Kirche. Die Türme (man sollte ergänzen: und die Kuppeln) teilen sich das Vorrecht, in den Himmelsraum einzugreifen. ... In vielen Städten herrschte die Regel, dass kein Gebäude höher als der Kirchturm werden durfte, und dies ist bis heute noch eine heiß umkämpfte stadtplanerische Maxime. ... Als ob Gott in jedem Ort die 1A Lage markiert und besetzt hielte, sind die Türme und natürlich auch die Kirchenbauten ... Dreh- und Merkpunkte einer Gemeinde. ... (Heute jedoch befindet sich der) Himmelsraum ... in Wandlung. Hoch in die Lüfte ragt nicht mehr nur das Kreuz, auch die Logos der großen Konzerne teilen sich ... den Himmelsraum. Ein wertvolles Allgemeingut, über Generationen bewahrt und nur in besonderen Fällen preisgegeben, der Herrschaftsraum der Vogelwelt und der freien Blicke ist ohne gesellschaftlichen Protest in den Machtbereich Einzelner geraten. ... Der Himmelsraum wird heute in vielen Orten auch seitens der Wirtschaft belegt und die Gesellschaft findet gar nichts daran, wenn der Kirchturm im Schatten der Hochhäuser verschwindet. ... Die Individualisierung des Himmels scheint die logische Folge der Individualisierung der Gesellschaft zu sein.“ Gesine Weinmiller folgert: „Es erscheint mir nötig, den Himmel wieder zu erobern. Darunter verstehe ich einerseits die Fähigkeit, mit den optischen

und akustischen Veränderungen bewusst umzugehen, ich verstehe dies aber auch durchaus auf geistiger Ebene. Warum haben wir uns als Kirche die kulturelle Vorreiterrolle innerhalb von kurzer Zeit aus der Hand nehmen lassen?“ Aus dieser Frage lässt sich folgern: Wenn die Kirche stadtbildprägend sein will, darf sie den Anspruch nicht aufgeben, kulturprägend zu sein.

Wie das möglich ist, diskutieren wir in diesen Jahren angesichts des bevorstehenden Reformationsjubiläum im Jahr 2017. An den Themen der Lutherdekade buchstabieren wir durch, was es bedeutet, vom evangelischen Verständnis des christlichen Glaubens aus auf den Geist der Zeit einzuwirken: Bekenntnis und Bildung, Freiheit und Musik, Toleranz und Politik, Bild und Bibel, die Eine Welt und die Rechtfertigung aus Glauben – so weit ist der Bogen der Themen gespannt, an denen deutlich werden soll, dass „frei aus Glauben“ eine Lebenshaltung für das 21. Jahrhundert ist. Sich daran zu beteiligen, ist lohnend für eine Kirche, die nicht nur stadtbildprägend, sondern auch kulturprägend sein will.

Auch historisch betrachtet, gehören die Reformation und die Stadt zusammen. Ja, die Reformation konnte geradezu als ein „städtisches Ereignis“ bezeichnet werden: Wittenberg, Zürich, Genf, Worms, Marburg, Straßburg, Heidelberg ... die Liste der Städtenamen ist ohne Ende, mit denen sich der reformatorische Aufbruch verbindet. Der organisatorische Ansatzpunkt dafür, dass Städte den geeigneten Boden für den reformatorischen Neuansatz boten, lag darin, dass die Stadtoberen das Recht zur Besetzung der kirchlichen Ämter und damit den entscheidenden Hebel zur Neuorientierung in der Hand hatten; zugleich verfügten sie über die Möglichkeit, neue Kirchenordnungen einzuführen. Die Verbindung

der Reformation mit der Stadt ist für die Geschichte der evangelischen Kirchen nicht weniger wichtig als ihre Verbindung mit den Landesfürsten durch das landesherrliche Kirchenregiment.

Insbesondere durch die gesellschaftlichen Umbrüche seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts veränderte sich auch das Verhältnis zwischen Kirche und Stadt. Die starke Zuwanderung infolge der Industrialisierung bewirkte einen Entkirchlungsschub, der gerade in Berlin besonders stark empfunden wurde. Dass unsere Stadt gelegentlich als „Welthauptstadt des Atheismus“ bezeichnet wurde, geht bereits auf Eindrücke im späten 19. Jahrhundert zurück. Die zunehmende Pluralität religiöser und weltanschaulicher Haltungen wurde als Bedeutungsverlust von Glaube und Kirche wahrgenommen. Bis zum heutigen Tag macht es sich unsere Kirche durch diese Sichtweise oft sehr schwer, sich auf die veränderte gesellschaftliche Realität einzustellen. Diese lässt sich keineswegs als durchgängige gesellschaftliche Säkularisierung beschreiben; treffender ist es, die säkulare Option als eine der unterschiedlichen Haltungen im religiösen und weltanschaulichen Pluralismus der Gegenwart zu sehen; die vorhin zitierten Zahlen aus dem Zensus 2011 bestätigen das. In diesem Pluralismus selbstbewusst eine christliche Lebenshaltung zur Geltung zu bringen, ist verheißungsvoller, als über den Geltungsverlust der Kirche zu jammern.

Dafür ist auch die Rolle unserer Kirche in den politischen Konflikten des 20. Jahrhunderts ein ermutigendes Beispiel. Man braucht die Haltung der Bekennenden Kirche in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur nicht zu überhöhen; man muss auch nüchtern feststellen, dass eine nationalprotestantische Tradition es

vielen Gemeinden – auch der Domgemeinde – erschwert hat, die Zeichen der Zeit richtig zu deuten. Aber in den Städten regte sich zuerst der Widerstand; auch in dieser Hinsicht ist Berlin ein gutes Beispiel. Es war kein Zufall, dass die Zweite Bekenntnissynode der Bekennenden Kirche im Herbst 1934 in Berlin-Dahlem stattfand.

Besonders markant war die Rolle städtischer Kirchengebäude in der Zeit der friedlichen Revolution. Zweifelt im Rückblick jemand daran, dass nicht nur die Friedensgebete, sondern auch die oft mit ihnen verbundenen öffentlichen Diskussionen einen legitimen Gebrauch des Kirchengebäudes darstellten? Dankbar erinnern wir uns daran, dass sich die Kirchengebäude als der einzige unabhängige öffentliche Raum erwiesen, in dem Protest artikuliert, Alternativen erwogen und friedliche Demonstrationen vorbereitet werden konnten. Eine Kirche, die das Stadtbild prägen will, muss auch der Stadt Bestes suchen. Sie muss auch heute als Ort für den Streit um den besten Weg bereit stehen. Warum findet die Diskussion über die Zukunft Europas und den Kampf gegen die massenhafte Jugendarbeitslosigkeit in Europas Süden nicht in unseren Kirchen statt?

III.

Unser Streifzug durch das Verhältnis von Kirche und Stadt hat uns bereits an die Schwelle der Gegenwart geführt. Folgerungen daraus erfordern aber einen Zwischenschritt. Wir müssen uns noch genauer klar machen, warum es Kirchengebäude mit ihrer besonderen Aura und ihrer stadtbildprägenden Bedeutung gibt. Warum die

Anstrengung, die sich mit solchen Gebäuden verbindet? Warum wird das Evangelium nicht einfach, wie in den ersten christlichen Gemeinden, in Wohnhäusern oder unter freiem Himmel verkündigt? Weil es auf Öffentlichkeit drängt und nicht allein im Raum des Privaten bleiben soll. Und weil es Gemeinschaft stiftet und Menschen zu mehr verbindet als zu einer zufälligen „Laufkundschaft“.

Öffentlichkeit und Einladung zur Gemeinschaft gehören zur Aura eines Kirchengebäudes; es ist, recht verstanden, die Gestaltwerdung einer offenen und öffentlichen Kirche. An diesem Ort soll das Vertrauen auf die Wirklichkeit wachsen, die in Gottes schöpferischem Ja geschaffen und verheißen ist. An diesem Ort fassen Menschen den Mut, auf dieses Ja mit ihrem Amen zu antworten. Der Apostel Paulus beschreibt das einmal denkbar kurz und bündig: „Denn der Sohn Gottes, Jesus Christus, der unter euch durch uns gepredigt worden ist, ... der war nicht Ja und Nein, sondern es war Ja in ihm. Denn auf alle Gottesverheißungen ist in ihm das Ja; darum sprechen wir auch durch ihn das Amen, Gott zum Lobe.“ (2. Kor. 1,19f.) Diese Bewegung vom göttlichen Ja zum menschlichen Amen ist, so kann man sagen, das Bewegungsgesetz der Kirche. Paulus veranschaulicht dieses Bewegungsgesetz an einer anderen Stelle desselben Briefs am Verhältnis zwischen dem Versöhnungswerk Gottes in Christus und dem Versöhnungsdienst der Gemeinde: „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten

wir nun an Christi Statt: Lasst euch versöhnen mit Gott.“ (2. Kor. 5,19f.)

Gottes Ja und unser Amen, Gottes Anrede und unsere Antwort – das ist das Grundgeschehen der Kirche, das in jedem Gottesdienst aufs Neue aufscheint. Jeder Gottesdienst ist geprägt durch das große göttliche Ja: Du bist angenommen von Gott; dadurch bist du ein guter Baum, der gute Früchte bringen kann. Der Gottesdienst ist eine große Einladung dazu, in dieses göttliche Ja mit unserem Amen einzustimmen.

Es gibt viele Beschreibungen des kirchlichen Lebens, in denen dieser Rhythmus von Ja und Amen aufgenommen wird: Sammlung und Sendung, Liturgie und Diakonie, Zeugnis und Dienst. Die Zusammengehörigkeit von göttlichem Ja und menschlichem Amen jedenfalls ist es, die den Lebensrhythmus jeder Gemeinde und jedes kirchlichen Ortes bestimmen sollte, jeder Dorfkirche und jeder Stadtkirche, jeder Kapelle und jedes Doms. Keinen Kirchenraum sollte es geben, in dem nicht auf die eine oder andere Weise Gottes Ja und das menschliche Amen hörbar werden und Gestalt gewinnen.

Von diesem Lebensrhythmus her möchte ich vier Aufgaben hervorheben, die nach meiner Überzeugung gerade für Kirchen in der Stadt wichtig sind und vielleicht auch für diesen Dom eine Orientierung bieten könnten. Ich nenne diese vier Aufgaben: Feier des Glaubens, Schule des Gewissens, Hilfe für den Nächsten, Verantwortung für die Zukunft.

Feier des Glaubens – das ist ohne Zweifel die Dimension, die den Berliner Dom in den letzten zwei Jahrzehnten ganz besonders geprägt hat. Die Andachten an jedem Werktag, die Vesper zum

Wochenschluss und die beiden Gottesdienste an jedem Sonntag setzen einen starken Akzent. Die Bedeutung der Verkündigung wird dadurch unterstrichen, dass gehaltene (und hoffentlich gehaltvolle) Predigten auf der Website zum Nachlesen zur Verfügung gestellt und dass sie während des Gottesdienstes für fremdsprachige Mitfeiernde übersetzt werden. Der Gottesdienst am Sonntagmorgen ist immer ein Sakramentsgottesdienst; in ihm verbindet sich die Gemeinde als wanderndes Gottesvolk zu einer großen Prozession durch den Kirchenraum. Der achtsame Umgang mit der Liturgie und die oft herausragend gute Kirchenmusik machen den Gottesdienst im Dom für viele Menschen zu einem großen Erlebnis. Der Glaube muss nicht nur verstanden, sondern auch erlebt werden, wenn er zu einer Lebenshaltung werden soll.

Am Beispiel der Weihnachtsgottesdienste im Dom habe ich mir immer wieder deutlich gemacht, welche Chance und welche Verantwortung darin liegt, dass die Gottesdienste im Dom von vielen kirchlich ungeübten und mit dem christlichen Glauben unvertrauten Menschen besucht werden. Doch neben der Aufgabe, einen für sie zugänglichen Gottesdienst zu gestalten, beschäftigte mich dabei immer wieder die Frage, ob nicht der eine oder andere von ihnen auch für einen nächsten Schritt zu gewinnen wäre, für eine vertiefte Beschäftigung mit dem Glauben, für einen eigenen Glaubensweg, der vielleicht zur Taufe führt. Das löste bei mir den Gedanken aus, dass der Berliner Dom ein guter Ort für Glaubenskurse sein könnte, wie sie in unserer Kirche an einer wachsenden Zahl von Orten angeboten werden. Ich freue mich darüber, dass solche Glaubenskurse auch am Dom schon einen festen Ort haben.

Schule des Gewissens – dazu regen gerade diejenigen kirchlichen Orte an, die auf die eine oder andere Weise in das politische Geschick unseres Landes und in die politischen Abgründe unserer Geschichte verstrickt sind. Der Berliner Dom hat zu den Zeiten der Monarchie und des landesherrlichen Kirchenregiments, der Republik und des nationalprotestantischen Widerstands gegen sie, der Diktatur und ihrer Widerspiegelung im kirchlichen Leben, des Krieges und seiner Zerstörungsmacht, der langen Zeit der deutschen Teilung und den Möglichkeiten der Zusammenarbeit, dem Glück der friedlichen Revolution und der deutschen Einheit – er hat zu all diesen Wendungen auf dem Weg unserer Kirche und unseres Landes eine eigene Geschichte zu erzählen. Sie wird inzwischen intensiv erforscht; aber sie sollte auch in einer Weise aufbereitet werden, in der ein größerer Kreis von Menschen, vor allem von jungen Leuten, daran teilhaben und an den Wegen wie den Irrwegen der Vergangenheit das eigene Gewissen schulen kann. Sehr schnell ist dabei auch zu lernen, dass Überheblichkeit kein Zeichen für ein mündiges Gewissen ist. Aber der Versuch, Verstrickungen der Vergangenheit aus ihrer eigenen Zeit heraus zu verstehen, kann die Wachsamkeit gegenüber den Versuchungen unserer Zeit schärfen.

Hilfe für den Nächsten – keine Gemeinde ohne gelebte Diakonie. Das Ausmaß, in dem unsere Kirche die praktizierte Nächstenliebe zu einem eigenen, professionalisierten und differenzierten Arbeitsbereich entwickeln konnte, darf uns nicht blind für die Not vor der eigenen Tür machen. Damit, dass die Diakonie eine eigene organisatorische, oft auch unternehmerische Gestalt angenommen hat, hört sie nicht auf, eine Lebens- und

Wesensäußerung der Kirche und damit auch jeder Gemeinde zu sein. Gerade angesichts der gesellschaftlichen Zerklüftungen unserer Zeit und angesichts des Zusammenpralls von Reichtum und Armut in Berlin kann ich mir keine Gemeinde vorstellen ohne Sensibilität für die bedürftigen Nächsten und ohne ein diakonisches Projekt, das über den unmittelbaren Nahbereich hinausweist. Wir haben in unserer Kirche diakonisches Handeln im eigenen gesellschaftlichen Umfeld und im weltweiten Horizont zusammengeführt; wir sehen Entwicklung und Diakonie als zwei Seiten einer Medaille. Ich bin gespannt darauf, wie diese Einsicht im gemeindlichen Leben ihren Niederschlag findet. Die Domgemeinde – Personalgemeinde am Ort und zugleich „Kirche für alle“ – verbindet die Aufmerksamkeit für Menschen in der Nähe und die Offenheit für Menschen aus der Ferne miteinander. Ich hoffe, dass das immer wieder zu neuen, exemplarischen Formen gelebter Nächstenliebe führt.

Verantwortung für die Zukunft. Es ist üblich geworden, Zukunftsverantwortung am Leitbegriff der Nachhaltigkeit auszurichten; dafür hat sich ein „Nachhaltigkeitsdreieck“ eingebürgert, das die Dimensionen wirtschaftlicher, ökologischer und sozialer Zukunftsfähigkeit umfasst. Diese Dimensionen sind wichtig, sie reichen aber allein nicht aus. Sie bedürfen vielmehr der Ergänzung durch eine vierte Dimension, nämlich die kulturelle Zukunftsfähigkeit. Religion ist zwar mehr als Kultur, aber sie nimmt unweigerlich kulturelle Gestalt an und prägt die Formen kultureller Verständigung. Man spürt das auch an den neuen Formen von Spiritualität in der modernen Kunst – im Film, in der bildenden Kunst oder auf der Bühne. Manche bekennen ohne Umschweife,

besonders intensive geistliche Erfahrungen im Konzertsaal zu machen. Nach der bewegten und das ganze Auditorium bewegenden (wir bewegten uns zusammen mit dem Chor wirklich alle im Raum) Darbietung des Deutschen Requiems von Johannes Brahms durch den Rundfunkchor Berlin im Radialsystem während der Pfingsttage bekannte ein Besucher, durch dieses Erleben habe er die Angst vor dem Tod hinter sich gelassen. Die szenische Gestaltung der Matthäuspasion von Johann Sebastian Bach durch die Berliner Philharmoniker schlug viele Menschen so in ihren Bann, dass es für sie gleichgültig wurde, ob sie sich im Konzertsaal oder in einer Kirche befanden. Während des Kirchentags in Hamburg wurde im Kampnagel, einer kargen Theater- und Konzerthalle, die Oper „Vom Ende der Unschuld“ uraufgeführt, die Dietrich Bonhoeffers Lebenshaltung und Lebensgeschichte in der Parabel einer diktatorischen Machtergreifung in einem landwirtschaftlichen Betrieb auf die Bühne bringt. In allen drei Fällen verschmolzen der säkulare Kulturort und eine religiöse Botschaft auf beeindruckende Weise. Aber ich habe natürlich gar nichts gegen vergleichbare Ereignisse im Berliner Dom einzuwenden und freue mich darüber, dass die szenische Aufführung der Johannespassion dafür schon ein gutes Beispiel ist.

Zukunftsfähigkeit hat auch mit der Frage zu tun, ob wir uns in unserer Welt zu orientieren vermögen, ob wir uns den großen Fragen von Leben und Tod stellen, ob der Freispruch aus Schuld und Verhängnis uns so erreicht, dass wir zu Gottes Ja unser Amen sagen können. In der Verbindung von Glauben und Kultur brauchen wir einen neuen Schritt; der Berliner Dom kann dazu beitragen, mit

klarem Urteil, aber ohne Ängstlichkeit und Scheu. Auch darin kann sich Verantwortung für die Zukunft zeigen.

IV.

Zu den Leitgedanken, mit denen wir im Jahr 2006 den Reformprozess in unserer Kirche in Gang brachten, gehörte die Überzeugung, wir müssten auf neue Weise Konzentration und Weite miteinander verbinden. Die Konzentration auf den Kern des Evangeliums und die Offenheit für unsere Zeitgenossen in der Vielfalt ihrer Lebenssituationen und in der Vielgestaltigkeit ihrer Glaubensgeschichten gehören zusammen.

Wir leben in einer Zeit, in der wir uns als Christen und als Kirche neu auf den Kern des Evangeliums besinnen, auf die Botschaft von Gottes Gnade für in sich selbst verkrümmte Menschen, auf die Botschaft der Hoffnung über unser begrenztes Leben und unsere endliche Freiheit hinaus, auf die Botschaft der Liebe Gottes, die uns hilft, Berge der Lieblosigkeit zu versetzen. Wir leben zugleich in einer Zeit, in der diese dreifache Botschaft vielen Menschen um uns her unbekannt geworden ist. Deshalb verbinden sich im Auftrag unserer Kirche heute zwei Elemente ganz unmittelbar miteinander, von denen manche denken, sie seien weit voneinander entfernt – nämlich die Konzentration auf die innere Mitte, von der her wir leben, und die Wendung nach außen, hin zu den Menschen, denen wir den Zugang zu dieser Mitte eröffnen wollen. Denn „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1.Tim. 2,4). Knapper und klarer lässt sich das Ziel nicht beschreiben, auf das im Grunde doch alles kirchliche Leben und Handeln hinausläuft.

Daraus leite ich sechs Wünsche für die weitere Entwicklung im Berliner Dom ab, mit denen ich schließen möchte.

1. *Klare Erkennbarkeit.* Unsere Zeit interessiert sich vor allem für die Verpackung, die Kirche interessiert sich vor allem für den Inhalt. Doch auch wir fragen häufiger danach, wie wir's sagen, als danach, was wir zu sagen haben. Doch nicht das Medium ist die Botschaft, die inhaltliche Wahrnehmbarkeit ist das Entscheidende. Der Pluralismus, in dem wir leben, fordert uns zur klaren Erkennbarkeit heraus.

2. *Dem Glauben eine mündige Gestalt geben.* Das Medienzeitalter, in dem wir leben, stellt große Anforderungen an die Mündigkeit der Menschen. Dass der Protestantismus für eine in Freiheit verantwortete, mündige Gestalt des christlichen Glaubens eintritt, ist eine seiner Stärken. Diese Stärke wird gebraucht.

3. *Neue Traditionen stiften.* Das hinter uns liegende Jahrhundert wird als die Epoche großer Traditionsabbrüche in die Geschichte eingehen. Die Weitergabe des Evangeliums an die nächste Generation versteht sich nicht mehr von selbst. Sie muss ins Zentrum rücken. Die Zuwendung zu Kindern und Jugendlichen hat höchste Priorität. Sie brauchen Vorbilder des Glaubens und gelebte Traditionen, in denen sie sich heimisch fühlen können. Die Wiederbelebung alter Traditionen wird dafür allein nicht reichen; es müssen auch neue Traditionen gestiftet werden. Tradition meint einen Prozess lebendiger Weitergabe; Traditionspflege allein ist deshalb noch keine Tradition.

4. *Erwachsen glauben lernen.* Der christliche Glaube ist nicht nur für diejenigen da, die ohnehin schon an ihn gewöhnt sind. Er kann auch die erreichen, die glaubensentwöhnt und kirchenungeübt

sind. Sie verdienen besondere Zuwendung. Aber es muss nachdenklich stimmen, wenn auch in den für sie gedachten Gottesdiensten und Veranstaltungen vor allem die bekannten Gesichter zu sehen sind. Sie sind willkommen – doch die anderen (hoffentlich) auch.

5. Starke Bilder schaffen. Die Reformation hat nicht gegen Riten und Zeremonien Front gemacht, sondern gegen ihre Gleichsetzung mit dem Evangelium. Sie hat deren Pluralität gerechtfertigt, nicht die Gleichgültigkeit ihnen gegenüber propagiert. Wir brauchen starke Bilder für das, was wir glauben und wofür wir uns einsetzen. Vorbildhafte Menschen sind starke Bilder: Bonhoeffer, Schweitzer, Martin Luther King, Mutter Theresa. Überzeugende Inszenierungen sind starke Bilder: Die Lichter auf der Elbe, mit denen vor zwei Jahren die Brücke vom Kirchentag in Dresden zum diesjährigen Kirchentag in Hamburg geschlagen wurde. Einfache Symbole sind starke Bilder: das aus zwei Händen geformte Herz.

6. Nähe zu Gott und Nähe zum Mitmenschen leben. In unserer flexiblen Gesellschaft sind auch die persönlichen Biographien schnellen Wandlungen ausgesetzt. Nicht nur Aktienkurse, auch menschliche Beziehungen werden „volatil“ – zu deutsch: dampfförmig, flüchtig, veränderlich. Unsere Aufgabe ist es, diese Beziehungen wieder wertvoll und wichtig zu machen. Dazu braucht es gelebte Gemeinschaft. Jesu Tischgemeinschaft ist ein Urbild dafür – das letzte Mahl mit seinen Jüngern eingeschlossen. Das Abendmahl kann man nicht virtuell feiern. Man muss leibhaftig zusammen sein: mit anderen wie mit Gott. Dass viele Menschen im Dom nicht nur die Offenheit einer Kirche für alle, sondern auch

gelebte und tragende Gemeinschaft erleben, ist mein herzlicher Wunsch.

So wird der Berliner Dom nicht nur das Stadtbild Berlins prägen, sondern auch auf die Kultur des Zusammenlebens einwirken, der Stadt Bestes suchen, den Glauben unter die Leute bringen. Vielen Menschen wollen wir zurufen: Nehmt diese Kirche in Gebrauch; ihr könnt ihren Botendienst gut brauchen.